

Schlußbemerkungen

*„Ich war Augenzeuge auch jetzt,
unter Tränen, Seufzern und in meinem Leid.“¹*

I.

Jedem Teilnehmer unserer informationsgesättigten Mediengesellschaft ist das Phänomen vertraut: zu registrieren ist eine fortschreitende Kongruenz von Ereignissen und ihrem medialem Niederschlag, bis hin zur fast vollständigen Gleichzeitigkeit von Geschehnissen und ihrer Fernsehausstrahlung. Besonders spektakulär und folgenreich macht sich dies in der Kriegsberichterstattung bemerkbar. Die Darstellung des Krieges im Fernsehen ist - über den zynischen, weil von Einschaltquoten bestimmten und daher mit Werbeeinnahmen verbundenen Unterhaltungswert hinaus - spätestens seit dem Vietnam-Krieg zum wichtigen Faktor geworden.² Sie beeinflusst militärische Entscheidungen ebenso wie die Kampfmotivation der Beteiligten und kann über die zustimmende oder ablehnende Haltung des Millionenpublikums zum jeweiligen Krieg mitentscheiden.

Die fernseh- oder film-, aber auch fotogerechte Abbildung des Krieges ist mithin, endgültig offenbar in unseren Tagen, selbst zur Waffe geworden. Sie zielt nicht auf „materielle - territoriale, ökonomische - Eroberungen“, sondern ist bemüht, „sich der immateriellen Felder der Wahrnehmung zu bemächtigen“, wie es der Kulturtheoretiker Paul Virilio formuliert hat.³ Seine eher assoziationsreichen denn wissenschaftlich-strengen Überlegungen verweisen auf den Ersten Weltkrieg als den historischen Entstehungsort einer radikal neuen Wahrnehmungsform und deren personellem und technischem Arsenal. Der Weltkrieg als der „erste mediatisierte Krieg der Geschichte“, zu dem er in dem Maße wurde, in dem sich der projektierte Krieg alten Stils zu einem von industriellen Ressourcen abhängig geführten Maschinenkrieg entwickelte, - das ist die Kurzformel für

¹ E. Weiß, *Der Augenzeuge*. Roman, (1938), in: ders., *Gesammelte Werke*, hg. v. P. Engel/V. Michels, Bd.14, Frankfurt/M. 1982, S. 125.

² Vgl. z.B. M. Mandelbaum, *Vietnam. The Television War*, in: *Daedalus*, 1982, Nr.11, S. 157-169.

³ P. Virilio, *Krieg und Kino*, S. 13. Vgl. auch: ders., *Krieg und Fernsehen*, München/Wien 1992, passim. In seinem zuletzt erschienenen Traktat über Krieg und Fernsehen formuliert Virilio die diagnostizierte „Eroberung der Wahrnehmung“ noch weitaus zugespitzter in ihren Folgen. Hinter dem Medienspektakel Golfkrieg vermutet er eine heraufziehende anthropologische Katastrophe; sie kündigte (und kündigt sich weiterhin) dadurch an, daß wir, als TV-Konsumenten zu einer Art Schrumpffexistenz in der Wahrnehmung des Krieges verurteilt, nach und nach zu „Geiseln“, zu nurmehr „nervösen Zielscheiben“ der medialen Vermittlung werden. „Nach dem Zeitalter der Zensur und Propaganda ist jetzt die Zeit der strategischen Desinformation und der Meinungsmanipulation angebrochen“. S. 155.

Schlußbemerkungen

den historischen Gehalt von Virilios Konzept einer „Logistik der Wahrnehmung“, die seitdem ihren Siegeszug fortgesetzt hat.⁴

Sicherlich erscheinen dagegen die geschilderten Bemühungen, mit Feldpostbriefen die Wahrnehmung des Krieges zu beeinflussen mittlerweile eher antiquiert und angesichts der aktuellen Entwicklung vollends überholt. Aber weder sollte übersehen werden, daß selbst im Zeitalter der elektronischen Kriege⁵ (schriftliche) Augenzeugenberichte durchaus für die Mobilisierung kampfadäquater Emotionen erwünscht bleiben, jedenfalls solange sie sich in das vorgegebene Raster der medialen Kriegsvermittlung einfügen.⁶ Noch darf die gewiß berechtigte Konzentration auf die film- und fotogerechte Abbildung des Krieges und ihren historisch verortbaren, ersten großen Triumph in den Jahren 1914/18 vergessen lassen, in welchem quantitativen und qualitativen Ausmaß auch Feldpostbriefe schon für eine von Interessen, Hoffnungen und Erwartungen abhängige Wahrnehmung und Darstellung des Krieges instrumentalisiert worden sind.

Diese Verweise auf die aktuelle Rolle des Feldpostbriefes wie auf seine historisch gewachsene in der Abbildung des Krieges stehen hier nicht, um seine Bedeutung gegenüber den neueren, wiederum durch nationalistische, mehr noch aber durch mediale WahrnehmungsfILTER verformten Kriegsschilderungen zu betonen. Auch wird damit nicht etwa angestrebt, aus einer kurzatmigen Rückschau heraus Ansätze für die analytische Durchdringung unserer (Kriegs-)Gegenwart zu destillieren.

In ihr aber dreht sich die Darstellung des Krieges und seine davon abhängige Wahrnehmung im Kern auch um die Frage, wie authentisch, wie wahrheitsgemäß die Abbildung des Krieges geraten kann und muß. Ein Bedürfnis, das unschwer

⁴ P. Virilio, *Krieg und Kino*, S. 68/69.

⁵ Einmal abgesehen von jenen, nach dem Zusammenbruch des Ost-West-Blocksystems wieder aufgebrochenen, nationalen (Bürger-)Kriegen unserer Tage, in denen etwa die überlieferten und aktuellen Augenzeugenberichte einstiger und gegenwärtiger Massaker, die z. B. Kroaten und Serben einander begingen und begehen, ein wichtiges Mittel darstellen, um Aggressionen und Feindbilder immer wieder aufs Neue mit Leben zu erfüllen. Andererseits ist auch im Zeichen punktgenau treffender Bomben und Raketen, die auf Infrarotstrahlen oder den Radarwellen ‚feindlicher‘ Flugabwehr ihr Ziel erreichen, ein Verschwinden von Mythen und suggestiven Beschwörungsformeln für die Mobilisierung zum oder die Erinnerung an den Krieg nicht zu registrieren. Erinnert sei an den „Heiligen Krieg“ Saddam Husseins oder den „reinen Krieg“ der amerikanischen Armee.

⁶ Während des Golfkrieges entwickelte das eingerichtete Pressezentrum der amerikanischen Armee etwa das „Hometown Media Program“, in dessen Rahmen Lokalreporter von Kleinstadtzeitungen, Fernseh- und Rundfunkstationen, die in der Umgebung jener Garnisonen lagen, aus denen Truppen an den Golf kommandiert worden waren, aufgefordert wurden, „die militärischen Helden aus ihrer Heimatstadt zwei bis vier Tage lang zu besuchen“ und „für die Leute zu Hause positive Stimmungsberichte zu schreiben“. Als freilich andererseits der Luftwaffensoldat Dick Runels ‚seiner‘ heimatlichen Zeitung - ein kleineres Blatt namens „The Voice“ in New Baltimore/Michigan - eher kritische Feldpostbriefe für die Veröffentlichung zu schicken begann, schritt nach der Publikation des zweiten Briefes die Zensur ein. Runels Briefe mußten künftig dem Stützpunktkommandeur vorgelegt werden; eine Anordnung, über die er sich allerdings mitunter hinwegsetzen konnte. Vgl. J. R. MacArthur, *Die Schlacht der Lügen. Wie die USA den Golfkrieg verkauften*, München 1993 (1992), S. 186 ff., S. 188/189 (Briefauszug Runels: S. 188).

Schlußbemerkungen

erkennbar immer schon von bestimmten, im Falle des Golfkrieges nicht zuletzt auch von überlieferten Bildern des Ersten Weltkriegs abhängigen Erwartungen geprägt wurde.⁷

II.

Solchen Erwartungen waren Feldpostbriefe vom Beginn des Ersten Weltkrieges an ausgesetzt - über ihre alltägliche Rolle als kommunikative Mittler zwischen Front und Heimat hinaus. Als private Dokumente wurden sie unmittelbar, besonders in der Anfangsphase des Krieges oft unter tatkräftiger Mithilfe ihrer Verfasser und deren Angehörigen, zum Inbegriff öffentlich gutachterlicher Kriegs-Augenzeugenschaft. Die in ihnen mitgeteilten Erfahrungen bezogen ihren Nimbus aus der Wahrnehmung des Krieges durch jene, die ‚dabei‘ gewesen waren. Feldpostbriefe gerieten so zum wichtigen Bestandteil der öffentlichen Darstellung des Krieges und der daran gekoppelten, spezifisch kriegspsychologischen Reflexionen über die „Seele der Front“.

Zunächst unbemerkt entwickelte sich der Feldpostbrief zum Organ der Beschwerde, der Klage, der Renitenz, der Wut und der abgestumpften Ergebnislosigkeit in ein unabänderlich erscheinendes Schicksal - und damit zum Objekt des zensierenden, seine Abfassung und Rezeption kontrollierenden Zugriffs. Zugleich wuchs die Distanz zwischen dem realen Krieg und den vorgegebenen, rasch durch das Diktat der Waffen und ihrer Anwendung veränderten Erwartungen, die gegenüber spezifisch kriegerischen Eigenschaften gehegt wurden. Eine Kluft, für deren Ausmaße die mit großer Selbstverständlichkeit verwendete, schon durch die Nervositätsdebatte des Vorkrieges fest verankerte, psychologisch und psychiatrisch gefärbte Begrifflichkeit einen Indikator darstellte. Aus Kriegsfreiwilligen wurden - um es schlagworthaft zu verkürzen - „Kriegszitterer“, aus den Feldpostbriefen nuremehr Belege für die traumatische Nachtseite der beschworenen Seele des Krieges und des Soldaten.

Feldpostbriefe konnten vom Beginn des Weltkrieges an immer schon beides sein:

Sie waren *erstens* Medium einer freilich pädagogisch, kulturell, sozial und militärisch wiederum beeinflussten Selbstmobilisierung von unten. In ihrer Authentizität verheißenden Überzeugungskraft boten sie sich etwa im innerparteilichen Konflikt der SPD ebenso an, wie sie als Beleg für die Güte des Erziehungssystems und der darin vermittelten Werte herhalten mußten. Generell galten sie als Garanten für die bis in tiefste ‚Seelengründe‘ hineinreichende Identifikation des Einzelnen oder

⁷ Vgl. etwa: „Ich will reden aus der Angst meines Herzens“. Autorinnen und Autoren zum Golfkrieg, Frankfurt/M. 1991, passim.

Schlußbemerkungen

ganzer gesellschaftlicher Gruppen mit der überindividuellen Einheit der Nation.

Feldpostbriefe waren aber auch *zweitens* vieltausendstimmiges Echo eines alles Bekannte oder auch nur Erahnte überbietenden Vernichtungskrieges und seiner Auswirkungen auf den von Ungerechtigkeiten bestimmten und die sozialen Ungleichheiten der zivilen Gesellschaft reproduzierenden Frontalltag. Ihr geschätzter Gehalt als psychologisches Dokument, als authentisch-seelenvoller Kommentar zu den am Schreibtisch ersonnenen Sinnvorgaben wandelte sich überraschend schnell zum brieflichen Abbild der destruktiven Kräfte des Krieges, unter deren Wucht nun auch die hochgestimmteste Seele zu fragmentieren begann.

Es stellte sich indessen schnell heraus, daß die damit verbundene Sicht auf diesen Krieg nicht oder kaum die Erinnerung an ihn zu prägen imstande war. Insbesondere die literarischen, oft fragwürdigen Darstellungen und Interpretationen des Krieges, die Konservierung der heroischen Variante des Erlebnisses in nationalen Wehrverbänden und Vereinen und nicht zuletzt die kriegspsychologischen Vorstellungen von der ‚Überlegenheit‘ deutscher Soldaten - sie allesamt waren von Hoffnungen, Mentalitätsverschiebungen und ideologisch-politischen Entwicklungen der Zwischenkriegszeit überlagert. Erinnerungen an die einst empfundene Angst, Erfahrungen eigener psychischer Zusammenbrüche oder auch nur der ungetrübte Blick auf das eigene Verhalten in der Schlußphase des Krieges, verkümmerten dabei zur Bedeutungslosigkeit. Emotionelle Befindlichkeiten, die durch die propagierte „Dolchstoßlegende“ und die mehr oder weniger stark ausgeprägten Bemühungen, die Bevölkerung für den kommenden Krieg „wehrfähig“ zu erhalten, ihre politisch-didaktischen Fixpunkte erhielten. Sie bestimmten nun die genährten Erwartungen an die allein in diesem Kontext akzeptierte, authentische Wiedergabe des Krieges durch den Feldpostbrief.

Darin ist keine Zwangsläufigkeit zu sehen. Geschichtspolitische Einflußnahmen auf die Darstellung des Krieges, verbunden mit dem Monopol über seine Quellen, lagen dem ebenso zugrunde wie die vielfach generell der Republik und ihren Institutionen attestierte Unfähigkeit, neben der ökonomischen auch die affektive Integration der Veteranen in die zivile Nachkriegsgesellschaft zu bewerkstelligen oder doch wenigstens zu unterstützen.⁸ Auf jeden Fall wurde weder das in den Feldpostbriefen vorhandene kriegskritische Potential genutzt noch die in ihnen spürbare Frage nach dem Sinn des Erlebten aufgenommen, um neue, der demokratischen Zukunft verpflichtete Loyalitäten zu schmieden. Ein Mann wie der Historiker Martin Hohohm, der im Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstages bemüht war, der „Tragödie des gemeinen Soldaten im Weltkriege“⁹ Stimme und Gewicht zu

⁸ Vgl. L. Kettenacker, Sozialpsychologische Aspekte der Führer-Herrschaft, in: G. Hirschfeld/L. Kettenacker (Hg.), Der „Führerstaat“: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches, Stuttgart 1981, S. 98-132.

⁹ „[...] Kunst rettet, Kunst macht untilgbar, was menschliche Stumpfheit zu vertuschen, zu verscharren droht: Das Massenschicksal der Soldaten. [...] Wird der reife Zeitgeist es an diesem Buche endlich recht entdecken? [...] Gab es schon vor 1914 Tragödien? Sie verblissen vor dieser, vor der Tragödie des gemeinen Soldaten im Weltkriege.“ Aus einem Leserbrief Martin Hohohms an die „Vossische Zeitung“ v. 16.12.1928. Hohohm verfaßte seinen Brief am 9.12.1928, an jenem Tag, da in der „Vossischen“ der Vorabdruck von Remarques „Im Westen nicht Neues“ endete. Zit. n.: E. M. Remarque, Im Westen nichts Neues. Mit Materialien und einem Nachwort v. T. Westphalen, Köln 1987, S. 287.

Schlußbemerkungen

verleihen, stand auf verlorenem Posten. Und selbst er handelte aus der Defensive heraus; im Vordergrund stand die (mißlungene) Abwehr der „Dolchstoßlegende“, nicht die offensive, aus dem Kriegserlebnis herleitbare Legitimation der Republik.

III.

Als Medium des Augenzeugen, das eigentlich die Wahrheit über den Krieg zutage fördern sollte, in den von vornherein politisch-moralischen Kampf um seine Darstellung und Auslegung miteinbezogen, verlor der Feldpostbrief so gleichsam seine Authentizität verheißende Unschuld. Aber hatte er sie überhaupt je besessen? Die Frage scheint falsch gestellt, weil sie suggestiv nur nachvollzieht, was dem Feldpostbrief während des Krieges und danach - ob als militärhistorische, psychologische oder psychiatrische Quelle, immer aber als Inbegriff der Stimme von unten - abverlangt wurde: Authentizitätslieferant zu sein für eine dem Heroischen verpflichtete Abbildung des Krieges und fragmentarischer, ausgesuchter Erfahrungshintergrund für die, dem kommenden Krieg geschuldete Konstruktion des Erlebnisses.

Doch geht die Bedeutung des Feldpostbriefes in der Summe solcher, seine Rolle in der Wahrnehmung des Krieges betonender Relativierungen allein nicht auf. Und das, obwohl sich die mehrdeutigen Relativierungsprozesse auch und gerade auf der Ebene der Briefe selbst finden lassen. hnlich wie Soldaten nie allein nur Opfer, sondern immer auch Täter waren und sind, changieren auch ihre feldpostbrieflichen Zeugnisse zwischen teils völlig diametralen Aussagen über Charakter und Verlauf ihrer Kriegserfahrungen, mitunter in ein und demselben Brief. Der eher touristische Blick auf den Krieg konnte sich mit dem auf seine psychischen Auswirkungen verbinden, aggressive Bekundungen über ‚den` Feind sich mit Rudimenten humaner Emotionen mischen, nachgestammelte Sinngebungsversuche von Erkenntnissen über die grelle Sinnlosigkeit des Grabenkrieges abgelöst werden.

Weder der Hinweis auf den Mißbrauch des Massenmediums Feldpostbrief, das heißt, auf seinen Beitrag zur Ideologisierung und Mythologisierung des Krieges, noch seine oft divergierende Aussagekraft können ein zureichender Grund für ein Verdikt über seine mögliche Verwendung als historische Quelle sein. Vielmehr vermögen gerade die Einblicke in seine Instrumentalisierung eine Grundlage für Forschungen zum komplexen ‚Kriegserlebnis` und den daraus resultierenden

Schlußbemerkungen

Formen der Vergangenheitsbewältigung und Zukunftserwartung zu bieten.

Im Spannungsfeld des selbst erfahrenen Krieges und der Bedürfnisse und Ansprüche, die an den Charakter seiner Abbildung gestellt werden, entsteht die Wahrnehmung des Krieges. In diesem Sinne waren Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs gleichermaßen Indikatoren für eine Krise, für den Protest und politisch instrumentalisierbare Texte im Vorfeld der deutschen Diktatur. Erst in der steten Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Erwartungs- und Interpretationskontexten, in deren Horizont etwa nationalpädagogische, militärische oder kriegspsychologisch motivierte Ansprüche an Feldpostbriefe herangetragen wurden, läßt sich ihre potentiell authentische Aussagekraft rekonstruieren und wiedergewinnen.